

SIE KONNTEN MICH NICHT TÖTEN

SORAYA ALEKOZEI

ALS AFGHANIN IM EINSATZ
FÜR DIE BUNDESWEHR

LESEPROBE

Econ

Inhalt

Einmal Taloqan und zurück	9
Einst war ich	13
Mein erster Abschied	25
Gefangen im Heimweh	37
Für immer vertrieben	53
Der Kampf gegen das Vergessen	64
Zurück in die Vergangenheit	85
Heimkehr in Uniform	96
»Bad Kunduz« – Mausefalle am Hindukusch	110
Die Stimme der Freiheit	119
Freundschaft in Flecktarn	128
An der Seite des Generals	141
Nah am Zentrum der Macht	156
Zwischen den Welten	164
Die Zeichen stehen auf Sturm	175
Ein Wiedersehen mit Kunduz	191
Alle meine Kinder	205
Von Tätern und Opfern	216
So nah am Tod	233
Wali	245
Der Weg zurück zu mir	253
Epilog	263
Dank	265
Literatur	269

Einmal Taloqan und zurück

Kunduz. Es ist der 28. Mai 2011. Frühmorgens. Wir können es zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen, aber es wird ein blutiger Monat für die Deutschen am Hindukusch werden. Die Fahnen wehen heute auf halbmast. Ihr Schwarz-Rot-Gold bewegt sich mit stummem Vorwurf in der sanften Brise dieses Frühlingstags. Die Medien sprechen vom Blutzoll, den wir zahlen müssen. Wir – das ist die Bundeswehr. Und in diesem Fall hat ihn Hauptmann Markus Matthes beglichen. Drei Tage vor seinem vierunddreißigsten Geburtstag fiel er bei einem Sprengstoffanschlag nahe Kunduz. Keine zwanzig Kilometer vom Camp entfernt. Nun gehe ich hinter seinem Sarg. Nicht zum ersten Mal begleite ich einen getöteten Kameraden auf seinem letzten Weg. Im Hintergrund spielt jemand leise auf einer Trompete eine Melodie: »Ich hatt' einen Kameraden. Einen bessern findst du nit ...« Die Zeilen von Ludwig Uhland aus dem Jahr 1809 beschreiben, was in uns allen in Momenten wie diesem vorgeht: »Er liegt vor meinen Füßen, als wär's ein Stück von mir.«

Tränen laufen mir übers Gesicht. Mein Abschiedsgruß an die Gefallenen. Stellvertretend für all die Mütter, Ehefrauen und Kinder, die nicht hier sein können, weine ich um ihre Liebsten. Die Soldaten wissen das. Manche sind froh, dass ich ihrer Trauer ein Ventil gebe. Viele kennen mich seit Jahren. Ich bin Soraya Alekozei. Dolmetscherin

der deutschen ISAF-Kommandeure. Dies ist bereits mein sechster Einsatz.

Erst vor wenigen Tagen habe ich meinen sechsundfünfzigsten Geburtstag gefeiert. Geboren wurde ich in Kabul als Tochter einer weltoffenen Großfamilie. Wir zählten zum Bildungsbürgertum. Deshalb hat nie eine Burka mein Gesicht verhüllt. Nie hat man meine Neugier aufs Leben gebremst. Nichts war unmöglich – bis zum Einmarsch der Russen in Afghanistan. Gemeinsam mit meinem Mann und meinem Sohn musste ich 1979 fliehen. Heute ist Deutschland meine Heimat. Doch Afghanistan bleibt das Land meiner Väter. Ein Land, das es so nicht mehr gibt. Ein Land, das seine Freiheit und Großzügigkeit, aber auch sein Mitgefühl und das Lachen seiner Kinder verloren hat. Ich kann und will mich damit nicht abfinden. Darum bin ich wieder hier und trage eine deutsche Uniform und den Dienstgrad eines Oberleutnants. Meinem Mann und unseren Söhnen habe ich allerdings versprochen, dass es das letzte Mal sein wird.

Ich weiß, sie haben recht. Auch mir fehlt dieses Mal jenes Urvertrauen, das wieder alles gut ausgehen wird. Für mein ungutes Bauchgefühl gibt es einen Grund. Meine Mutter ist erst vor kurzem in Kabul gestorben. Während ich hinter dem Sarg herlaufe, wird mir bewusst, dass sie nicht mehr für mich beten kann. Das macht mir Angst. Vielleicht ist es auch eine unbestimmte Vorahnung. Darüber nachdenken darf ich aber nicht. Meine Verdrängungsmechanismen funktionieren noch gut in diesen Tagen.

Wenig später sitze ich neben Generalmajor Markus Kneip im Hubschrauber. Wir kennen uns gut. Der ISAF-Kommandeur und ich haben bereits 2006 zusammengearbeitet.

Aus Respekt ist Freundschaft geworden. Es geht los Richtung Norden, nach Taloqan, der Hauptstadt der Provinz Tachar. Beruhigend monoton bewegen sich die Rotorblätter des Helikopters. Ich versuche, mich zu entspannen. Normalerweise liebe ich den Blick von oben auf meine Heimat. Alles wirkt so friedlich. Weich geformte grüne Hügel und Berge bestimmen die Landschaft. Die deutschen Soldaten nennen die Region deshalb scherzhaft »Teletubbieland«. Doch es fällt mir dieses Mal schwer, mich darauf einzustellen. Was auch daran liegt, dass mir kalt ist. Unsagbar kalt. Düstere Schauer jagen durch meinen Körper, lassen mich frieren. Reiß dich zusammen, sage ich still zu mir selbst. Schließlich soll ich gleich für meinen Kommandeur auf einer Sicherheitskonferenz übersetzen. Nach den jüngsten Vorfällen soll das Vertrauen zwischen den ISAF-Angehörigen auf der einen Seite und den einheimischen Kräften auf der anderen Seite erneut bestärkt werden. Ein gemeinsamer Schulterschluss gegenüber den Taliban. So ist es immer. Eigentlich Routine.

In Taloqan gelandet, begeben wir uns in den Gouverneurspalast der Provinzhauptstadt. Traditionell wird hinter verschlossenen Türen in einem sogenannten sicheren Raum diskutiert. Die Gespräche laufen gut an diesem 28. Mai. Neben Dienstlichem blieb mir später Zeit für das eine oder andere private Wort mit meinen Landsleuten. Aus diesem Grund war ich noch nicht nach oben gegangen, um meine Splitterschutzweste anzuziehen. Wie immer hatten wir sie abgelegt, um unseren Gastgebern zu zeigen, dass wir ihnen vertrauen. Ich erinnere mich noch, dass jemand plötzlich meinen Namen ruft. Ich drehe mich um. Danach versinkt alles in Dunkelheit.

Während ich gegen den Tod ankämpfe, wird Bundeskanzlerin Angela Merkel in den Nachrichten von einem terroristischen Anschlag sprechen, der »mörderische Menschenverachtung zeigt«. Ich selbst werde zur Schlagzeile. Zum ersten Mal wird eine deutsche Soldatin im Einsatz Opfer der Gewalt. Lange Zeit weiß niemand, wer ich bin, wie meine Überlebenschancen stehen. Mein Name wird unter Verschluss gehalten. Nicht nur zu meiner Sicherheit, sondern auch, um meine Angehörigen in Afghanistan vor Schlimmerem zu bewahren.

Alle reden. Aber niemand hat genaue Informationen. Ich am allerwenigsten. Bis heute. Noch immer liegt vieles in den Tiefen meines Traumas vergraben. Habe ich die Schreie meiner Kameraden gehört? Gesehen, wie sie vor mir in Stücke gerissen wurden? Konnte ich spüren, wie ein dreißig Zentimeter langes Kantholz in meinen Kopf eindringt, wie unzählige Splitter meine Haut durchbohren und meine Hände Feuer fangen? Die Explosion. Die Schmerzen. Der metallische Geschmack von Blut in meinem Mund. Der Gestank von verbranntem Fleisch. Habe ich all das überhaupt bemerkt? Mein Gedächtnis will es mir nicht verraten.

Dennoch spüre ich keine Wut in mir. Aber Trauer. Unendliche Trauer. Um meine gefallenen Freunde, mein altes Leben und um meine Tränen. Es ist fast so, als hielte ein unsichtbarer Staudamm sie in meinem Inneren gefangen. Vielleicht zu meinem Schutz. Denn wer weiß, welche Erinnerungen ich in mir gespeichert habe, als um mich herum die Hölle losbrach.

Einst war ich

Menschen, die dem Tod ins Gesicht geblickt haben, berichten immer wieder darüber. Im Nirwana, irgendwo zwischen den Welten, soll es ein Licht geben, hell und warm. Und auch Glücksgefühle. Geborgenheit. Ein Wiedersehen mit verstorbenen Verwandten und unendliche Ruhe. Manche sagen, sie seien durch einen Fluss geschwommen. Doch hätten sie keine Wellen sanft liebkost. Stattdessen machten Wassermassen zäh fließend wie Sirup jede Bewegung zur Qual. Zogen sie immer wieder zurück in die Tiefe des ewigen Vergessens. Langsam und mühsam wären sie den Stimmen am anderen Ende des Ufers entgegengeschwommen. Stück für Stück mussten sie sich zurückkämpfen ins Hier und Jetzt.

Andere sahen in Sekundenschnelle ihr ganzes bisheriges Sein an sich vorüberziehen. Lachten, weinten, erinnerten sich. Das tat auch ich. Es war wie ein Schweben. Losgelöst von Raum und Zeit. Ich wurde zum Zuschauer in einem Film, in dem ich selbst die Hauptrolle hatte und doch nicht wusste, wie er enden wird. Den Anfang, den kannte ich gut. Wehmut kroch mir durch den Körper. Heiß wie ein stechender Schmerz und bitter wie der Geschmack verlorener Träume.

Ich sehe mich als achtjähriges Mädchen an einem kalten Wintertag in Kabul. Es ist die früheste Erinnerung, die ich an mich habe, und mir eine der liebsten. »Soraya!« Im Un-

terbewusstsein nehme ich wahr, dass jemand meinen Namen ruft. »Soraya jan! Soraya, mein Liebes.« Unwirsch schüttele ich den Kopf. Mama, nicht jetzt, denke ich, ich spiele doch gerade so schön. In meinem Kinderzimmer, in dem es warm ist, habe ich einen Tisch aufgebaut. Drum herum sitzen meine Puppen. Nicht die kostbaren, die Mama und Oma für mich genäht haben, sondern die kleinen, die meine Schwester Sultana und ich immer basteln. Sultana ist die Älteste von uns sieben Geschwistern. Wenn sie groß ist, will sie Lehrerin werden. Das erklärt auch ihre Geduld. Vor allem mit mir, der Drittgeborenen. »Soraya!« Die Stimme meiner Mutter hat genau jene Tonlage angenommen, die mir sagt, ich sollte besser zu ihr gehen. Und zwar auf der Stelle. Widerwillig lasse ich meine Puppengesellschaft allein.

Mama wartet in der Eingangshalle. Papa daneben. Beide gucken ernst. Und das aus gutem Grund. Ein Polizist steht vor ihnen. Ich sehe zuerst nur seinen Rücken. Breit und uniformiert. Langsam dreht er sich zu mir um. »Du bist also Soraya«, stellt er fest. Ich nicke selbstbewusst. Viel selbstbewusster, als ich gerade bin. Mein Herz pocht wie wild, meine Knie sind weich. Tapfer unterdrücke ich meine Angst. Ich möchte zeigen, dass ich zu dem stehe, was ich getan habe. Man muss Verantwortung für sein Handeln übernehmen, das haben mich meine Eltern gelehrt. Also straffe ich meine Schultern. Aber es kostet mich eine wahn sinnige Überwindung. Mein Atem geht flach und stoßweise. Doch trotz meiner Schüchternheit stelle ich mich gerade hin und versuche mich etwas größer zu machen. Viel ist es nicht, was ich zu bieten habe. Ich werde zeit meines Lebens zierlich sein. Nur 1,55 Meter groß. Und als Drittklässlerin bin ich natürlich dementsprechend schwächling.

Meine Lehrerin findet, ich sei ein Jend, ein kleines schlaues Wesen aus der afghanischen Sagenwelt. Noch dazu ein neugieriges. Gerade will ich zu einer Frage ansetzen, da ernte ich auch schon einen strengen Blick meiner Mutter. Mein Vater schaut auf den Boden. Um seine Mundwinkel meine ich ein Lächeln zu sehen.

So ist das immer gewesen. Papa schimpft nie. Das überließ er Mama. Alahfazel Alekozei Watanyar war ein Mann der leisen Töne. Gebildet. Studierter Jurist und Beamter des Bildungsministeriums. Ich liebte ihn abgöttisch. Bewunderte ihn mehr als jeden anderen. Und ich siezte ihn. Aus Hochachtung. In meiner Kultur ist das die höchste Form der Anerkennung. Kein Mensch stand mir näher als mein Vater, und gerade deshalb war das *Schoma* – das »Sie« – die natürlichste Sache der Welt für mich. In seiner Freizeit arbeitete mein Vater als Journalist, Autor und Dichter. Das verschaffte ihm Respekt, auch jetzt von dem Polizisten, der das weiß und der mich eindringlich anschaut. »Soraya, hast du eine Ahnung, warum ich heute hier bin?«, fragt er. »Es geht um die Frau, die ich mit nach Hause genommen habe«, sage ich leise.

Die Geschichte verfolgt meine Familie nun schon seit Tagen. Eigentlich fing alles ganz harmlos an. Meine Mutter Sahibjan schickte mich zum Bäcker, um frisches Brot fürs Frühstück zu holen. Es war eisig kalt draußen. Wie immer im Winter in Kabul. Mein Atem formte sich zu kleinen Wölkchen. Und dort, wo er meine Haare berührte, bildete sich glitzernder Raureif. Schon von weitem konnte ich sie sehen, ein Häuflein Mensch. Zusammengesunken wie ein Berg feuchter Lumpen. Mehr tot als lebendig. »Sie sitzt hier schon den ganzen Morgen«, verriet mir der Bäckermeister. Ich hielt ihr das warme Brot entgegen, das ich gerade ge-

kaufte hatte. Sie war zu schwach, um es zu nehmen. Ihre Lippen formten kaum hörbar Wörter, die ich nicht verstand. »Bestimmt ist ihre Zunge eingefroren«, flüsterte ich. Ohne zu überlegen, reichte ich ihr meine Hand und half ihr auf die Füße. Wie in Trance folgte sie mir. Wir müssen ein komisches Bild abgegeben haben. Eine Achtjährige, die eine Obdachlose hinter sich herzog.

»Schnell, macht die Tür auf«, rief ich, kaum dass ich vor unserem Haus in der Karte Parwan stand, einem beliebten Kabuler Wohngebiet. »Allah sei ihr gnädig«, stieß Mir beim Anblick meiner Begleiterin entsetzt aus. Mir war der Diener meines Vaters, der ihm seit seiner Zeit in Kandahar treu zur Seite gestanden hatte. Wir Kinder haben ihn ehrfürchtig »Saheb« genannt, was so viel wie die englische Anrede »Sir« bedeutet. Unsere Spielkameraden machten sich immer lustig darüber: »Er ist doch nur euer Angestellter.« Doch für uns war er mehr gewesen. Ein Familienangehöriger, fast wie ein Onkel. Denn so sanftmütig mein Vater auch war, wenn es darum ging, Respekt zu zeigen, kannte er kein Pardon. Er lehrte uns, allen Menschen stets auf Augenhöhe zu begegnen und ihnen so ihre Würde zu lassen. »Arroganz ist die Perücke geistiger Kahlheit«, pflegte er dabei zu sagen.

In Windeseile machte meine Mutter ein Bett fertig, besorgte Decken und eine Wärmflasche, während meine Großmutter unserem Gast mit dem Löffel vorsichtig warmen Tee einflößte. Die Frau merkte es kaum. Schief förmlich im Stehen. Wir beherbergten sie einige Tage und wussten immer noch nicht, wer sie war. »Ihr müsst zur Polizei«, drängten unsere Nachbarn. »Sie ist so schwach«, gab mein Vater zu bedenken. Letztlich gingen meine Eltern doch zu den Behörden. »Das glaube ich jetzt nicht« war das Erste,